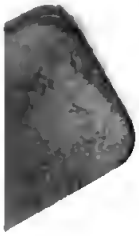
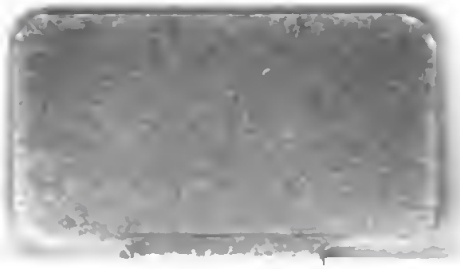
KPD
3939

NEDL TRANSFER
HN 2RRJ T

KPD 3939





Digitized by Google

KPD 3939

Digitized by Google

Der
Schwäbiſche Dichterkreis
in chronologiſcher Ordnung.

Bearbeitet
von
Max Laue,
Dresden.

Langenſalza,
Schulbuchhandlung
von F. G. L. Greßler.
1890.

KPD 3939

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
FEB 9 1957

H. L. Reep

Vorwort.

Die meiſten der „Schwäbiſchen Dichter“ ſind im wahren Sinne des Wortes Volksdichter geworden. Es giebt wohl kaum ein Leſebuch, kaum eine, ſei es die kleinſte Gedichtſammlung, die nicht verſchiedene Gedichte, Märchen ꝛc. von ſchwäbiſchen Dichtern enthalten, und gewiß iſt manchem Lehrer oder Freunde deutſcher Litteratur ein Dienſt erwieſen, wenn er, wenn auch in gedrängten Zügen, ein Bild aus dem Leben und Schaffen dieſer beliebten Dichter erhält. Möge ſich auch dieſes Werkchen Liebe und Achtung erwerben.

Dresden, im September 1889.

Max Laue.

Inhalt.

	Seite
Johann Peter Hebel	7
Karl Mayer	12
Justinus Andreas Kerner	13
Johann Ludwig Uhland	21
Gustav Schwab	35
Wilhelm Müller	39
Albert Knapp	40
Wilhelm Hauff	40
Eduard Mörike	42
Wilhelm Waiblinger	43
Gustav Pfizer	44
Hermann Kurz	45

Der ſchwäbiſche Dichterkreis.

Unter dem ſchwäbiſchen Dichterkreiſe oder der ſchwäbiſchen Dichterſchule verſteht man die Dichter, die ſich an Uhland, Schwab, Kerner ꝛc. anſchließen, das lyriſche Fach kultivierten, ihre Stoffe mehr der Gegenwart oder mindeſtens der hiſtoriſchen Vergangenheit entlehnten und nach formeller Reinheit ſtrebten. Hauptcharakter der Dichter iſt Nationalgefühl, Verſenken in die Natur und Reinheit der Phantaſie. Uhland, der aus der romantiſchen Schule hervorgegangen, aber weit über ſie hinausgewachſen und in das Herz des deutſchen Volkes hineingedrungen, wie kaum ein anderer Dichter alter und neuer Zeit, ein Sohn, des an Geſchichtserinnerungen reichen und von jeher ſangesluſtigen Schwabenlandes, wird als das Haupt der ſchwäbiſchen Dichterſchule angeſehen, obwohl ſein Freund Kerner gegen den Namen Dichterſchule proteſtiert, wenn er ſingt:

Bei uns gilt keine Schule.
Mit eignem Schnabel jeder ſingt,
Was halt ihm aus dem Herzen dringt.

Doch giebt derſelbe Kerner an andrer Stelle den Namen Schule zu:

Wo der Winzer, wo der Schnitter ſingt ein Lied durch
Berg und Flur,
Da iſt ſchwäbiſcher Dichter Schule, und ihr Meiſter heißt
Natur.

In Proſaſchriften den Volkston im höchſten und beſten Sinne zu treffen, und in der Poeſie die Mundart ſeiner

Johann Peter Hebel.

Heimat zu anerkannter Geltung zu bringen, verstand wie kaum ein Dichter, **Johann Peter Hebel.**

Er wurde den 11. Mai 1760 in dem sechs Stunden von Basel gelegenen Dorfe Hausen im Schwarzwalde auf der Reise geboren. Sein Vater, ein armer Weber, starb sehr früh, und die Mutter hatte viel Sorge und große Mühe, den Knaben ordentlich zu erziehen; doch wurde es ihr möglich, ihn nach Schopfheim in die lateinische Schule zu schicken, nachdem er in Basel vorher die Schule besucht hatte. Er erhielt dann weitere Vorbildung auf dem Pädagogium zu Lörrach, dem Lyceum zu Karlsruhe und bezog 1778 die Universität zu Erlangen, um Theologie zu studieren. Nachdem er einige Zeit als Pfarrvikar in dem Dorfe Hartingen fungiert, wurde er 1783 Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 am Gymnasium zu Karlsruhe und erhielt den Titel Subdiakonus. 1798 wurde er zum außerordentlichen Professor, 1805 zum Kirchenrat, 1808 zum Direktor des Lyceums, 1809 zum Mitglied der evangelischen Kirchenkommission, 1819 zum Prälaten und 1821 zum Doktor der Theologie ernannt. Er starb am 22. September 1826 auf einer Inspektionsreise zu Schwetzingen, wo er auch begraben liegt. — Hebel wählte, durch Voß' plattdeutsche Idyllen: De Winter awend und de Geld hapens angeregt, zu seinen Gedichten die naiv schalkhafte, vokalreiche Mundart des Landstrichs, in welchem er seine Kindheit verlebt hatte, einer Mundart, die in dem Winkel des Rheins, zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgäu und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem Teile von Schwaben herrscht. Der von ihm gewählte Ton dieser Mundart ist der des ihm altvertrauten Wiesenthales mit Baslerisch vermischt. In diesen Gedichten, welche zuerst 1803 in Karlsruhe unter dem Namen »Alemannische Gedichte« erschienen, die neueste Auflage von

L. Richter illuſtriert, ſpiegelte ſich das Leben, die Denkart und Geſittung ſeiner Heimat und ihrer Bewohner auf das allertreueſte ab, ſie enthalten treffliche Naturſchilderungen, idyllenartig gehaltene Sittengemälde aus dem bäuerlichen Leben und ſind durch milde Gemütlichkeit, naive Anſchaulichkeit und nicht ſelten durch hochpoetiſchen Wert ausgezeichnet. — Goethe begrüßte dieſe neue Dichtererſcheinung auf das Anerkennendſte in der jenaiſchen Litteraturzeitung. Er rühmte insbeſondere die »Wieſe« wegen ihrer meiſterhaften Naturſchilderung. Der Dichter ſtellt dieſen kleinen Fluß, der auf dem Feldberg entſpringt, dar, als ein immer fortſchreitendes, wachſendes Mädchen, das nachdem es eine ſehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und ſich zuletzt mit dem Rheine vermählt. Begeiſternd begrüßt ſie den herrlichen Strom:

»Jo er iſchs, er iſchs, i hörs am freudige Bruſche!
Jo er iſchs, er iſchs mit ſeine blauen Auge,
Mit de Schwitzerhoſen und mit der ſammete Chretze,
Mit de chriſtalene Chnöpfen am perlefarbige Bruſttuech,
Mit de breite Bruſt und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsherr vo
Baſel,
Stolz in ſeine Schritten und ſchön in ſeine Giberde.«

Die Wieſe entſtammt dem Frühjahre 1801. —

Im Jahre 1806 war in Freiburg im Breisgau eine Pfarrſtelle vakant. Von dem Verlangen, das bisher bekleidete, mühſame Lehramt mit dem Predigtamte zu vertauſchen, angeregt, bewarb er ſich um dieſe Pfarrſtelle. Er reiſte, um ſich die Sache anzuſehen, nach Freiburg und wurde in den durchreiſten Orten, beſonders aber in Freiburg mit herzlicher Freude und Begeiſterung aufgenommen. Mit ſchwerem, ſchwankendem Herzen trat er die Heimreiſe an; die Pfarrſtelle war ihm übertragen worden, und das

machte ihm das Herz ſchwer; denn der Abſchied von Karlsruhe, wo er in 15 Jahren ſeiner Thätigkeit ſo manchen herzigen Freund gewonnen und ſo viele Liebe, Ehre und Segen in ſeinem Amte erfahren, war ihm ſchrecklich. So kam er mit dem ſorgenden Herzen, das mehr von Schmerz als von Freude erfüllt war, in Emmendingen, 3 Stunden von Stuttgart entfernt, an, wo er übernachtete. Lange fand er keinen Schlaf, erſt nach Mitternacht ſchlummerte er ein wenig ein. Aber um 2 Uhr weckte ihn der Nachtwächter; dieſer ſang:

»Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke hat Zwei gſchlage.
Und wem ſcho wieder, obs no tagt,
Die ſchweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof iſch hi!
Gott ſorgt! es wär nit nöthig gſi.«

Dieſe Worte aus ſeinem eignen »Wächterruf« wirkten beruhigend auf ihn und haben manchen ſchon beruhigt. Er reiſte zurück nach Karlsruhe, dort beſſerte man ſeine Stelle auf, und er blieb daſelbſt. —

Ein geſunder, frommer Sinn ſpricht ſich durchweg in Hebels Gedichten aus, ſo wenig Weſens er auch davon macht; man kann ſagen: Der kindliche Glaube, den der Dichter ſich bis ins hohe Alter bewahrt hat, iſt der Herzſchlag ſeiner Poeſie. Hier und da miſcht ſich ein reflektierender und zum Teil auch moraliſierender Zug in den volkstümlichen Ton, der ſtörend wirkt; ebenſo wirkt der dem Mundartlichen ganz beſonders widerſtrebende Hexameter in einigen Gedichten unangenehm. Die treffliche Ausgabe von Götzinger hilft durch die Bemerkungen und Erläuterungen über die Schwierigkeiten hinweg, welche die Mundart dem Norddeutſchen bereitet. — Am 100jährigen Geburtstage, 1860, grüßte Viktor Scheffel den unter ſeinem Volke wie wenig andere fortlebenden Dichter in deſſen

eigenſter Sprache mit einem warmen Feſtgruße, worin es unter anderem heißt:

So lang im Feldberggrund ne Tanne wurzelt,
Und d'Wieſe ſtrömt und d'Wehre und de Rhin,
So lang no Maidli flink und bundersnett
Und Buebe Obeds um de Lichtſpohn ſitze,
Wenns Marei ſeit: verzehlis näumis, Ätti,
So lang weiß me wo Dir und wird me wüſſe,
S'iſch kein meh cho, der g'ſunge hät wie Du
So friſch vom Herze und ſo heimet treu. —

Wenn auch, wie bereits erwähnt, die Idyllen Hebels nicht ſelten etwas Gelehrtes, Geſchmücktes, wo nicht gar Geziertes enthalten und darum kaum den Namen der Volkspoeſie verdienen oder erwerben können, ſo gehören doch ſeine Naturſchilderungen, auf die bereits oben hingewieſen, zu dem beſten, was wir in der ganzen Litteratur beſitzen. In der Idylle »die Vergänglichkeit« iſt dem volksmäßigen Vordergrunde ein Hintergrund gegeben, welcher meiſt umſonſt bei den andern Idyllen geſucht wird, und ſeine »Sonntagsfrühe« gehört in Hinſicht auf die Wahrheit der Schilderung des wirklich poetiſchen Landlebens zu dem beſten unſerer ganzen Volkspoeſie. Auch in den übrigen lyriſchen Stücken ſeiner alemanniſchen Gedichte befinden ſich die beſten, volksmäßigen Züge, wiewohl nicht in allen gleich viele und gleich gute. —

Unbeſtritten den höchſten Wert hat Hebel als Volksſchriftſteller in der Proſa, denn hier iſt in der That der Volkston im höchſten und beſten Sinne getroffen, *der* Volkston, welcher den Gebildeten und den Ungebildeten der modernen Zeit, dieſe beiden unſeligen, von keinem andern Schriftſteller und Dichter vollſtändig verſöhnten Gegenſätze, in gleicher Weiſe befriedigt. — Die Erzählungen des rheiniſchen Hausfreundes, von denen die beſten in dem Schatzkäſtlein geſammelt wurden, ſind an Laune, an tiefem

und wahrem Gefühl, an Lebhaftigkeit der Darstellung vollkommen unübertrefflich und wiegen ein ganzes Fuder von Romanen auf. Zu diesen anspruchslosen Erzählungen, ja sogar zu den eigens didaktischen Stücken kehren wir, wohnt nur noch ein Hauch echten deutschen Volkslebens in uns, unzählige Male im Leben mit neuem Vergnügen zurück; sie sind die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters, und wie alle echte Natur- und Volksdichtung eigentlich niemals durchzulesen und auszuschöpfen. Die meisten Hebelschen Erzählungen sind übrigens dem Stoffe nach alt und aus den Scherz- und Anekdotenbüchern des 16. Jahrhunderts entlehnt. — Es giebt wohl kaum ein Lesebuch für Schulen und für die Jugend, in dem sich nicht dies und das an Geschichten und Gedichten von Johann Peter Hebel fände, und das beweist wieder den Wert seiner Arbeiten; wie z. B.: Die gute Mutter — Drei Wünsche — Kindesdank und Undank — Einer oder der andere — Das Mittagessen im Hofe — Der silberne Löffel — Der Barbierjunge von Segringen — Der Star von Segringen — König Friedrich und sein Nachbar — Untreue schlägt den eignen Herrn — Die Betrachtungen über die Pflanzen — Das Weltgebäude — Die Spinnen — Das Vogelnest ꝛc.

Unter den Gedichten: Der Knabe im Erdbeerschlag — Der Kirschbaum — Der Wegweiser — Das Spinnlein — Der Winter — Wächterruf — Das Habermus — Der Abendstern — Sonntagsfrühe ꝛc. —

Karl Mayer.

In seines Freundes Uhland Weise sang manch schönes sinniges Lied und brachte es namentlich in dem kleinen landschaftlichen Naturbilde zur Meisterschaft: **Karl Friedrich Hartmann Mayer**; er wurde geb. am 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim in Würtemberg, widmete sich der juris prudenz, wurde 1824 Oberjustizrat und Oberamtsrichter

zu Waiblingen, 1833 Mitglied der 2. Kammer, wo er mit Uhland, Schott, Pfizer zur liberalen Oppoſition gehörte, 1843 Oberjuſtizrat bei dem Civilſenat des Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis in Tübingen und ſtarb daſelbſt, ſeit einigen Jahren penſioniert, am 25. Februar 1870. Seine Lieder, die zuerſt 1833, ſpäter, 1864 unter dem Namen Gedichte erſchienen, enthalten ſinnige Naturbilder von echt poetiſcher Wahrheit und ſeltenem Wohllaut der Sprache. Außerdem veröffentlichte er »Lenaus Briefe an einen Freund«, die Biographie Uhlands im »Album ſchwäbiſcher Dichter«, ſowie »Ludwig Uhland, ſeine Freunde und Zeitgenoſſen«. Eine kleine Probe ſeiner lyriſchen Dichtung: »der Sonne Dank:

Auf grüner Bergwand ſteht ein Haus,
Sieht nach der Sonne treu hinaus:
Drum giebt ſie, eh' ſie ſcheiden muß,
Ihm dankbar ihren letzten Kuß. —

Juſtinus Andreas Kerner, wurde am 18. September 1786 in Ludwigsburg in Württemberg geboren, wo ſein Vater Regierungsrat und Oberamtmann war. Der Vater, ein Mann voll Geiſt und Humor überließ die Erziehung dieſes Jüngſtgebornen ganz der frommen, ſtillen Mutter, die einen nachhaltigen Einfluß auf den Charakter dieſes Lieblingſohnes ausübte. In dem »Bilderbuch aus meiner Knabenzeit« hat er der Mutter ein ſchönes, edles Denkmal geſetzt und ſeine erſte Jugend höchſt anziehend geſchildert. Im Jahre 1795 ließ ſich der Vater nach Maulbronn verſetzen, wo er nach wenig Jahren ſtarb. In Maulbronn beſuchte Juſtinus die Kloſterſchule. Nach dem Tode des Vaters zog die Witwe im Jahre 1799 mit dem nun 13jährigen Knaben aus der mittelalterlichen einſamen Ciſterzienſerabtei wieder in das moderne Ludwigsburg zurück; wo deſſen bisher mangelhafter Unterricht kräftiger und wirkſamer fortgeſetzt

Juſtinus Andreas Kerner.

wurde. Juſtin gewann Intereſſe an alten und neuen Sprachen, verſuchte ſich auch in gereimten Überſetzungen und Nachbildungen, mußte aber bald davon abſehen, da er ein Handwerk lernen ſollte. Noch während ſeiner Schulzeit fing er auf den Wunſch ſeines Vormundes bei einem Tiſchler an zu arbeiten und hat manchen Sarg gefertigt, auch einen Tiſch, der ihm ſelbſt in den ſpäteren Jahren noch als Speiſetiſch diente. Nach der Konfirmation aber ſollte er Konditor werden, weil er zeichnen, malen und Reime dichten konnte. Durch die Vermittlung eines väterlichen Freundes, des auch als Dichter bekannten, damaligen Diakonus, Karl Philipp Conz, geb. 1762 † 1827 als Profeſſor der klaſſiſchen Litteratur in Tübingen, wurde er davor bewahrt, aber in die Ludwigsburger Tuchfabrik gegeben, um Kaufmann zu werden. Da mußte er Leinwandſäcke zuſchneiden, Tücher darin vernähen, Briefe kopieren, Ballen ſignieren ꝛc., aber er verlor den guten Humor trotzdem nicht, ja auf der Tuchleiter, auf der er den größten Teil des Tages verbrachte, entſtand manches Gedicht, ſogar ein Luſtſpiel in Jamben: »Die 12 betrogenen württembergiſchen Paſtores.« Das Luſtſpiel gründet ſich auf eine wirklich vorgekommne Geſchichte; ein Jude, der ſich für einen emigrierten Grafen ausgegeben, hatte den Paſtoren im Württembergſchen Geld abgeſchwindelt. — Endlich ging ihm denn doch der Humor aus, er paßte ſo gar nicht zum Kaufmanne, und wieder war es Conz, der ihm half die Feſſeln abſchütteln und das Studium ermöglichte. Ohne eigentlich zu wiſſen, was er ſtudieren wolle, wanderte im er Herbſte 1804 zu Fuß nach Tübingen. Kurz vor der Stadt wehte ihm der Wind ein Papierblatt zu, auf dem ein Rezept geſchrieben war, und dadurch wurde er beſtimmt, Medizin zu ſtudieren, da er ohnehin ſich ſchon als Knabe zur Naturforſchung hingezogen fühlte, und er hat dieſen Entſchluß nie bereut. Mit größtem Eifer machte ſich Kerner an das erwählte Studium, daneben aber

erhielt ſeine poetiſche Begabung einen neuen Antrieb durch freundſchaftlichen Umgang mit Uhland und Schwab und den bald um dieſe ſich bildenden Kreis gleichgeſinnter ſtrebſamer Jünglinge, die im Sonntagsblatte ihre Dichtungen veröffentlichten. — Zu Uhlands Geburtstage, im Jahre 1807, bei einem Ausfluge auf die Achalm bei Reutlingen fand Juſtin ſein Rickele, Friederike Ehemann, eine Pfarrerstochter, und in ihr das Glück ſeines Lebens. Das langjährige Brautleben war ſowohl ſeinem Studium als ſeiner poetiſchen Thätigkeit ungemein förderlich. Außer vielen kleineren Poeſieen, von denen manche in der »Zeitung für Einſiedler« Aufnahme fanden, verfaßte er mit Uhland damals die zweiaktige Poſſe: »Die Bärenritter«, die zuerſt nur in das Sonntagsblatt kam. Ende 1808 erlangte er die mediziniſche Doktorwürde, und im darauf folgenden Frühjahre trat er zu ſeiner weiteren Ausbildung nach damaliger Sitte eine Reiſe an. Mit leichtem Gepäck und ſeinem Lieblingsinſtrument, der Maultrommel, auch Brummeiſen genannt, fuhr er auf einem Frachtſchiffe den Neckar abwärts bis Heidelberg. Dort iſt zwiſchen Bergen und Burgen das ſoviel geſungene und außerordentlich beliebte Wanderlied entſtanden: »Wohlauf denn getrunken, den funkelnden Wein.« Er lebte längere Zeit in Hamburg, wo ſein Bruder ein bedeutender Arzt war, dann in Berlin, Wien und andern Orten und kehrte erſt 1810 in ſeine Heimat zurück. Die Briefe, welche er während dieſer Zeit an die zurückgebliebenen Freunde ſchrieb, ſind bedeutende dichteriſche Erzeugniſſe Kerners, denen herrliche Lieder und dramatiſche Scenen voll ſeltenen phantaſtiſchen Humors eingewebt ſind; ſie erſchienen 1811 in Heidelberg unter dem Titel »Reiſeſchatten von dem Schattenſpieler Lux«. Nach ſeiner Rückkehr war ſein Anliegen, eine feſte Stelle zu erlangen, um ſein Rickele endlich heimführen und mit ihr einen Hausſtand begründen zu können; aber erſt im Februar 1813 erlangte er dieſes Ziel,

nachdem er bis dahin mit Uhland und Schwab 1812 den »Poetiſchen Almanach« und 1813 den »Deutſchen Dichterwald« herausgegeben, welche die ſchönſten, friſcheſten und ſangbarſten Gedichte Kerners und Beiträge von Uhland, Schwab, Mayer, Eichendorff enthalten. Nachdem er in Wildbad als Badearzt gewirkt, ſiedelte er mit ſeiner jungen Frau nach Melzheim über, wo er eine größere Praxis zu finden hoffte. Von dort wurde er 1816 zum Oberamtsarzt von Gaildorf befördert und 1818 in derſelben Eigenſchaft nach Weinsberg, dem ſagenberühmten, altſchwäbiſchen Städtchen am Nekar. Hier ſchlug der Dichter und ſeine Familie bald feſte Wurzel. 1822 baute er auf einem, von der Gemeinde ihm geſchenkten Platze, am Fuße des Schloßberges mit der alten Burg Weibertreue ein eignes Haus, das einige Jahre ſpäter durch einen Anbau, das Schweizerhaus, noch erweitert wurde. Dazu kaufte er der Stadt einen alten Turm der Stadtmauer ab, zog ihn mit in den Garten und richtete darin ein Gaſtzimmer ein. Die Gaſtfreundſchaft des Kernerſchen Hauſes kannte keine Grenzen; es war eine echte Dichterherberge, zugleich aber ein Aſyl, wo Empfängliche Anregung für Geiſt und Herz, Bekümmerte Troſt, Lebensmüde Erfriſchung ſuchten und fanden. — Guſtav Pfitzer ſagt an Kerner darauf bezüglich:

»Wer iſt, der nicht gerührt
Vom Hauch den er verſpürt,
Aus Deinem Hauſe ſchied?«

Alle Räume waren oft von Freunden und Fremden beſetzt, daß ſelbſt für die Familie kaum Platz blieb. Dort trafen ſich Dichter von nah und fern: Lenau, Matthiſſon, Tieck, Uhland, Schwab ꝛc., da weilten und wohnten Könige und Grafen: Guſtav IV. von Schweden, Prinz Adalbert von Bayern, Graf Alexander von Württemberg, Varnhagen von Enſe, aber auch jeder Wanderburſche und reiſende Händler wurde willkommen geheißen, darüber erzählt Kerners

Tochter, daß eines Tages ein Handwerksburſche, der die verſchiednen Wagen vor der Thür, im und vorm Hauſe die gedeckten Tiſche und die ausgehenden Gäſte ſah, glaubte ein Wirtshaus vor ſich zu haben, deshalb ganz ungeniert die Treppe hinaufſtieg und der Frau Doktorin zurief: »Frau Wirtin einen Schoppen!« Das gute Rickele brachte ihm auch ſofort denſelben, ſetzte ſich zu ihm und unterhielt ſich aufs freundlichſte. Der Burſche trank weiter, ließ ſich zu eſſen geben, und erſt, als er nach der Zeche fragte, erfuhr er ſeinen Irrtum. Kerner war ſeiner Zeit eigentlich mehr durch ſeine Thätigkeit auf dem Gebiete des Magnetismus und Geiſterweſens bekannt, als durch ſeine Gedichte — aber auch wer des Geiſterſpukes ſpottete, freute ſich doch der herzlichen, ungefärbten Liebe des wackern Hausherrn und ſeines unermüdlich ſchaffenden, kochenden und backenden Rickele, deſſen Hand ihm ebenſo treu bei der Schriftſtellerei half, wie in der Küche. Noch im hohen Alter ſingt er von ſeinem Rickele:

»Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir aufs Herz, das bange legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den dieſe Hand ſtill in ſich trägt.«

Ohne ſein Rickele, erzählt die Tochter, konnte der Vater nichts unternehmen. Kein Brief wurde abgeſchickt, den nicht ſeine Gattin vorhergeleſen hatte. Nichts, was er ſchrieb, dünkte ihm fertig, ohne daß die Mutter ihr Urteil abgegeben; in mancher Nacht, wenn er nicht ſchlafen konnte, diktierte er ihr. Wohl mochte er mit Beziehung auf die Weiber von Weinsberg von ihr ſagen:

»Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen,
Das war ein ſchwereres Gewicht, als ich mag ſagen.«

In dieſe Zeit gehörten ſeine Arbeiten: »Die Einnahme von Weinsberg im Bauernkriege,« »Das Fettgift, oder die Fettſäure und ihre Wirkungen auf den tieriſchen Organismus«, worin er ſeine Beobachtungen in Bezug auf Ver-

giftung durch Würſte niedergelegt hat. Von Einfluß auf ſeine geiſtige Richtung wurden die Erfahrungen, die er im Gebiete des tieriſchen Magnetismus machte. Von der Beobachtung einiger Fälle dieſer Art, wie er ſie in der »Geſchichte zweier Somnambulen« beſchreibt, ſchritt er ſchnell fort zum Gipfel magnetiſcher Erſcheinungen in der »Seherin von Prevorſt« und in den mit Eſchenmayer gemeinſam herausgegebenen »Blättern von Prevorſt« und durchlief hierauf nach dem Gebiete der guten auch das der böſen Geiſter. Hierher gehören ſeine »Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit«, »Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur«, die »Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeins, eines dämoniſch magnetiſchen Leidens, und ſeiner ſchon im Altertum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken.« Daß Kerner übrigens auch Momente hatte, wo er von dem ihn ſonſt beherrſchenden Hang zum Dämonismus frei war und mit dem dämoniſtiſchen Spuk, unter deſſen Einfluſſe ſeine Phantaſie für gewöhnlich ſtand, ſelbſt Spott treiben konnte, beweiſt ſein wunderliches Drama: »Der Bärenhäuter im Salzbade«. — Treu und gewiſſenhaft lag Kerner ſeinem ärztlichen Berufe ob, bis die lange ſchon hervorgetretene Geſichtsſchwäche in faſt völlige Erblindung überging. 1851 ließ er ſich penſionieren. König Ludwig I. von Bayern hatte dem Dichter ein kleines Jahrgehalt ausgeſetzt, dem König Wilhelm von Württemberg im Jahre 1853 noch eine Summe zulegte; er wurde zum Ritter des Ordens der württembergiſchen Krone ſowie zum Mitglied des bayriſchen Maximiliansordens ernannt und erhielt, als er 1858 ſein 50jähriges Doktorjubiläum feierte, von nah und fern zahlloſe Beweiſe von Hochſchätzung und Verehrung. 1854 ſtarb ihm ſeine ebenſo gemütvolle als verſtändige Hausfrau, mit der er 41 Jahre eine ſelten glückliche Ehe geführt hatte. 8 Jahre mußte er noch ohne ſie leben; er litt darunter um ſo mehr, als das Licht ſeiner Augen immer mehr

und mehr ſchwand und in den letzten 2 Jahren ihn Gichtſchmerzen ganz ans Zimmer feſſelten; endlich in der Nacht vom 21.—22. Februar 1862 durfte er, wie er es dringend erſehnt, ſeinem Rickele folgen. Auf dem Weinsberger Kirchhofe, wo ſie Seite an Seite gebettet ſind, erinnert eine Platte an ihn und ſein Rickele mit der von ihm angegebenen Inſchrift: »Friederike Kerner und ihr Juſtinus.« —

In Kerners Dichtung ſpiegelt ſich ſein Leben wieder. Es iſt die Nachtſeite der Romantik; in ſeiner Dichtung weilt jener melancholiſche Tiefſinn, der ihn anderwärts zum Somnambulismus und zur Geiſterſchau geführt hat. Aus ſeinen Liedern tönt faſt immer die Klage und eine krankhafte Sehnſucht nach dem Jenſeits. Die Tanne, erinnert ihn an den Sarg:

» - welchen Frieden
ſchließen meine Bretter ein!«

antwortet ſie der ſich rühmenden Rebe. Beim Flachs denkt er ans Totenhemd:

»Bleich in dich gehüllt und ſtille
Kehrt der Menſch zur Erde nieder.«

Das Leben ſelbſt erſcheint ihm wie eine Krankheit, von der er nur im Tode geneſen kann:

»O, armer Sohn der Arzenei;
Biſt ſelbſt erkrankt im Herzen,
Kennſt der Heilkräuter mancherlei,
Such eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los,
Mich heilt nur meines Grabes Moos.«

Es war bei Kerner ein angeborner und unter frühem Druck groß gewachſner Zug, und er war darin von den Weltſchmerzſängern verſchieden, daß er im frommen Chriſtenglauben doch einen Halt beſaß; ſo tröſtet er die Verlaßnen:

»Menſch, biſt du ganz verlaſſen,
Klag keinen Augenblick!
Da kannſt du erſt dich faſſen,
Kannſt gehn in Gott zurück!«

Oder er ruft die innerlich Verſinkenden zum Kampf wider die Sünde in der eignen Bruſt auf:

»Ruf auf, ruf auf den Geiſt, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht
Schon längſt in deinem Innern ſchlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!«

Aus hartem Kieſelſteine iſt
Zu locken ird'ſchen Feuers Glut,
O Menſch, wenn noch ſo hart du biſt,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.«

In manchem Liede glaubt man den Wiederſchein ſeines häuslichen Glücks und den Einfluß ſeines Rickele zu erkennen, ſo in dem reizenden: »Guter Rat«.

»Hält Armer dich gefangen noch
Des Erdentreibens Luſt,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Bruſt.

Blick ihm ins Auge unverwandt,
Tief in den ſel'gen Grund:
Hab acht, du ſiehſt das beſte Land
Allein in ſeinem Rund.«

Wanderſehnſucht und Heimatliebe klingen wunderbar zuſammen in ſeinen glücklich aufjauchzenden Wanderliedern, wie:

»Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.«

Der Hauptcharakterzug ſeiner Lieder iſt die Singbarkeit; ſeinen Liedern ſcheint die Melodie gleich angeboren, ſie tönen und klingen auch da, wo ſie nur ſeufzen, und das macht ſeine Lieder volkstümlich, macht ſie zu Volksliedern. Auch ſelbſt in ſeinen Romanzen und Balladen ſchlägt er den Ton des echten Volksliedes an, und es giebt gar viele darunter, an denen man ſich recht ergötzen kann: wie der »Reichſte Fürſt«, der »Geiger von Gmünd« ꝛc. In vielen herrſcht jedoch das Geſpenſtige, Geiſterhafte vor, wie in „Kaiſer Rudolfs Ritt zum Grabe,« »Vier wahnſinnige Brüder« ꝛc. Und doch weht wiederum oft fröhliche Luſt und geſunder Humor durch ſeine Dichtung, ja ſogar bisweilen ſcharfer Witz; wie in den bereits erwähnten »Reiſeſchatten eines Schattenſpielers«, eines der ergötzlichſten Erzeugniſſe unſerer humoriſtiſchen Proſadichtung. —

Die erſte Sammlung ſeiner »Gedichte« erſchien in Stuttgart 1826; die ſpäteren Auflagen kamen teils unter dem Titel: »Lyriſche Gedichte«, teils als »Dichtungen« heraus. — Seine Abſchiedsgedichte ſind: »Letzter Blütenſtrauß« und »Winterblüten«. — Sein Sohn Theobald Kerner, praktiſcher Arzt in Stuttgart, hat ſich gleichfalls als lyriſcher aber auch als politiſcher Dichter und talentvoller Erzähler, ſowie durch magnetiſche Kuren, in denen er die Theorie ſeines Vaters zu verwenden ſuchte, einen Namen geſchaffen. —

Johann Ludwig Uhland.

Als das Haupt des ſchwäbiſchen Dichterkreiſes betrachtet man mit Recht den ganz beſonders begabten Dichter: **Johann Ludwig Uhland,** geboren den 26. April 1787 in Tübingen. Er ſtammt aus einer Kaufmanns- und Gelehrtenfamilie. Sein Urgroßvater gründete eine noch jetzt beſtehende Handlung in Tübingen, ſein Großvater war Profeſſor der Theologie, ſein Vater Univerſitätsſekretär. Nach gut abſolvierter lateiniſcher Schule wurde der begabte Knabe ſchon im 15. Jahre als Juriſt auf der Univerſität ſeiner Vater-

ſtadt im Jahre 1802 inſkribiert und zwar, wie er 1816 in dem Liede: »Die neue Muſe« erklärt, gegen ſeines Herzens Drang. Seine ganze Vorliebe gehörte dem philologiſchen Studium, insbeſondere dem germaniſtiſchen an. Aus der Studentenzeit und dieſen philologiſchen Studien ſtammen ſeine erſten dichteriſchen Verſuche; ſo ſingt er am Neujahr 1802:

»Meines Lebens zarte Blüte
Hat die Zeit nun abgeſtreift,
Und bewahrt durch Gottes Güte,
Sind die Früchte bald gereift.«

Die Lieder vom alten Hildebrand und von Walter von Aquitanien förderten ſeinen poetiſchen Trieb, wie ſein Verlangen nach wiſſenſchaftlichen Erforſchungen unſerer älteſten Litteraturſchätze. Weitere Nahrung fand er in des »Knaben Wunderhorn« und in Herders »Stimmen der Völker«. Um die alten Lieder im Urtexte leſen zu können, erlernte er verſchiedne fremde Sprachen ſtill für ſich. Im Jahre 1804 kam Juſtinus Kerner nach Tübingen; bald entſpann ſich zwiſchen beiden ein mehr als freundſchaftlicher Verkehr, und jeder gewann vom andern. Wie Kerner durch Uhland zur Poeſie angeregt wurde, ſo übte das bewegliche, zutrauliche Weſen Kerners auf den zurückgezognen Uhland einen äußerſt günſtigen Einfluß aus; außerdem wurde er durch Kerner mit andern tüchtigen Studenten bekannt, aus denen ſich bald ein engerer Freundeskreis bildete. — Seine erſten Gedichte erſchienen in dem Muſenalmanach des Romantikers Leo von Seckendorf unter dem Pſeudonym: Volker. Bald darnach kamen ſeine erſten Balladen in der Einſiedlerzeitung. Mit den Freunden vereinte er ſich zur Abfaſſung eines »geſchriebenen Sonntagsblattes für ungebildete Leſer«, deſſen Inhalt Geſpräche über verſchiedne Gegenſtände, Gedichte, Aufſätze über Poeſie, Satiren ꝛc. bilden ſollten. Die Abreiſe der Freunde und der notwendige Abſchluß des juriſtiſchen Studiums ſtörten dieſe Beſtrebungen; er rüſtete ſich auf die

Prüfungen, die er auch ehrenvoll beſtand. Er war nun 1808 Doktor der Rechte, und die Advokatur ſtand ihm offen, aber ſein Herz gehörte jetzt mehr als je der Poeſie an. 1810 unternahm er eine Reiſe nach dem kaiſerlichen Paris, wo er auf der Bibliothek dem Studium altfranzöſiſcher und mittelhochdeutſcher Manuſkripte jedenfalls eifriger oblag als dem des Codex Napoléon, welches der urſprüngliche Zweck ſeiner Reiſe war. Nach achtmonatlichem Aufenthalte kehrte er in die Heimat zurück, wo er durch Guſtav Schwab mit vielen Freunden der Litteratur bekannt wurde. Seine eignen Gedichte wurden vom Publikum wenig beachtet, Cotta wollte ſie nicht in Verlag nehmen, doch Uhland ließ ſich dadurch nicht entmutigen. Zwiſchen Dichten und Verfertigen von Prozeßſchriften verfloſſen ihm die Jahre 1811 und 1812. Im Dezember 1812 ſiedelte er nach Stuttgart über, wo er zuerſt im Juſtizminiſterium arbeitete. Seine Stellung ſagte ihm gar nicht zu, da er für die Litteratur faſt gar keine Zeit behielt; weiter kränkte es ihn, an den Kämpfen gegen Frankreich nicht teilnehmen zu können. An ſeine Mutter ſchrieb er: »Der Landſturm ſteht zwar auf dem Papier, er wird aber wenig Sorge machen, denn wenn er jemals zuſammengerufen würde, ſo hat man dafür geſorgt, daß kein Unglück mit Gewehren geſchehe.« Reſigniert ſang er:

»Und bin ich nicht geboren
Zum hohen Heldentum,
Iſt mir das Lied erkoren
Zu Luſt und ſchlichtem Ruhm,
Doch möcht ich eins erringen
In dieſem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu ſingen
Des deutſchen Volkes Sieg.«

Seine Lieder: »Vorwärts« und »die Siegesbotſchaft« reihen ſich würdig denen der norddeutſchen Sangesgenoſſen an. Die Siegesbotſchaft ſchließt er mit den Worten:

»Da ſchwingt's ſich überm Rhein empor
Und bricht den düſtern Wolkenflor;
Iſt's ſtolzer Adler Sonnenflug?
Iſt's tönereicher Schwäne Zug?
Es rauſcht und ſingt im goldnen Licht:
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht ſo Heil'ges nicht zum Spott,
Viktoria! Mit uns iſt Gott!« —

Nachdem er 1½ Jahr dem Staatsdienſte unbeſoldet obgelegen, nahm er ſeine Entlaſſung und trat in die Advokatur ein. Jedoch auch hierin fühlte er ſich nicht glücklicher, denn es fehlte ihm beſonders das Talent zum Erwerb. Dazu ſagte ihm die Entwicklung der württembergiſchen Verhältniſſe nicht zu, er hielt es für ſeine Pflicht, gegen die von der Regierung oktroierte Verfaſſung zu proteſtieren und auf die Wiederherſtellung der alten, landſtändiſchen Rechte, wie ſie bis auf die Franzoſenzeit beſtanden hatten, zu bringen. In einer Reihe vaterländiſcher oder beſſer politiſcher Lieder, die auf Flugblättern das Land durcheilten, ſtand er für das gute, alte Recht ein:

»Und wo bei altem, gutem Wein
Der Württemberger zecht,
Soll ſtets der erſte Trinkſpruch ſein:
Das alte, gute Recht!«

Aber über dieſen eigentlich mehr lokalen Kampf vergaß er das große deutſche Vaterland nicht, und als es ihm gelang, ſeine geſammelten Gedichte zum Erſcheinen zu bringen, gab er ihnen eine Widmung:

»An das Vaterland« mit:

»Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes, deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neu erſtandnen, freien,
Iſt all mein Sinnen zugewandt.«

Aus echt deutſchem Herzen herausgeboren war auch Uhlands Trauerſpiel: »Ernſt, Herzog von Schwaben,« das

er im Auguſt 1817 vollendete und dem ſich bald darnach das ſinnverwandte, zweite Drama »Ludwig der Bayer« anſchloß. — Im Jahre 1819 erhielt Württemberg eine auf ſein alteinheimiſches Recht begründete, zwiſchen König und Volk vereinbarte Verfaſſung, an der Uhland als Abgeordneter mit gearbeitet hatte. Zur Feier dieſes gelungenen Werkes wurde in Stuttgart »Ernſt, Herzog von Schwaben« aufgeführt. Der Aufführung ging ein von Uhland verfaßter Prolog vor. Auch in die Ständeverſammlung wurde Uhland zum Abgeordneten gewählt, und nun wagte er es auch, ſich um die Hand eines jungen Mädchens zu bewerben. Im Jahre 1820 führte er Emma Viſcher aus Calw als ſeine Frau heim. — Seinen Pflichten in der Ständeverſammlung lag er mit der unverbrüchlichſten Treue ob, daneben machte er ſich aber mit erneutem Eifer an das Studium der altdeutſchen Dichtung. Die erſte Frucht dieſer Studien war eine treffliche Schrift über »Walther von der Vogelweide«. Nach Ablauf der ſechsjährigen Wahlperiode gab er die ſtändiſche Beſchäftigung auf und richtete ſein Streben auf eine akademiſche Lehrthätigkeit. Endlich folgte auch die Regierung dem Vorſchlag des Univerſitätsſenats in Tübingen und ernannte Uhland 1830 zum außerordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Litteratur. Als er bei der Überſiedlung nach Tübingen an die Stuttgarter Grenze kam, fand er ſeine Stuttgarter Freunde und ſtändiſchen Genoſſen, die ihm Glück wünſchten und einen prachtvollen Lorbeerkranz überreichten. Er dankte ihnen herzlichſt für die Liebe, aber den Lorbeerkranz hing er im nächſten Walde an eine Eiche, indem er zu ſeiner Frau ſprach: »Ich kann doch nicht in Tübingen mit einem Lorbeerkranze ankommen! Wie wird der nächſte Wanderer ſich wundern, daß dieſe Eiche Lorbeerblätter trägt!« — Die ſtudierende Jugend in Tübingen kam Uhland mit Zutrauen und Neigung entgegen. Er las die Geſchichte der deutſchen Poeſie vom 13. bis 16. Jahrhunderte

nach einem ſorgfältig ausgearbeiteten Manuſkript, nach vieljähriger Forſchung, ſpäter las er über romaniſche und germaniſche Sagengeſchichte und fühlte ſich wohl in dieſem Wirkungskreiſe. Leider hatte er nicht lange die Freude, mit ſeinen Eltern vereint zu ſein. Raſch hintereinander ſtarben ſie im Jahre 1831. Wehmütig ſang er ihnen nach:

»Zu meinen Füßen ſinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens ſatt;
Als dieſes Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.
O, wie vergänglich iſt ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbſtes Raub,
Doch hat dies Blatt, das nieder bebt,
Mir ſo viel Liebes überlebt.«

Auch das ihm lieb gewordene Amt ſollte er nur wenig Jahre bekleiden, als er 1833 wieder in den Landtag gewählt, der Regierung opponierte, verſagte die Regierung ihm den weiteren Urlaub, deſſen er als Staatsdiener jetzt bedurfte, und entließ ihn auf ſein Nachſuchen ſehr gern aus dem Staatsdienſte. Es war dies von Uhlands Seite ein vergebliches Opfer; denn nach ſechs Jahren fruchtloſer Abmühung trat er ſelbſt aus dem Landtage aus und entzog ſich jeder weiteren Neuwahl; trotzdem blieb ihm die akademiſche Laufbahn für immer verſchloſſen. So kehrte er denn zu ſeinen einſamen Studien, die während der Landtagsperiode doch nie geruht hatten, mit erneutem Eifer nach Tübingen zurück und ſetzte namentlich die wiſſenſchaftlich-planmäßige Sammlung und Bearbeitung deutſcher Volkslieder fort, welche allmählich zu einem klaſſiſch meiſterhaften Werke heranreifte. Im Dienſte dieſer Studien machte er weit ausgedehnte Reiſen nach Nord und Süd, meiſt mit ſeiner Frau; überall, in Wien wie in Kopenhagen, in Leipzig wie in Berlin wurde er meiſt mit mehr Ehren, als ihm lieb war, empfangen. Nach neun friedvollen Jahren, die

Digitized by Google

er in seinem anmutig an der Neckarbrücke gelegnen Hause mit dem am Österberge terrassenförmig aufgestuften Garten seinen wissenschaftlichen Forschungen still gelebt, unterbrach das Jahr 1849 seine Arbeit. Er war der eifrigsten einer in Frankfurt, wo er sich entschieden wider das preußische Erbkaisertum und den Ausschluß Österreichs aus Deutschland aussprach, ja in seinem politischen Idealismus ging er soweit, daß er bei der Wahl des Reichsverwesers eine bedeutende, bis heute noch berühmte Rede hielt, die er mit den Worten schloß: »Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt ist!« — Bei der Kaiserwahl hatte er sich der Abstimmung enthalten, die Reichsverfassung hatte er abgelehnt. Dieser seiner politischen Stellung gemäß lehnte er auch 1853 die ihm gleichzeitig zugedachte Verleihung des preußischen Ordens »pour le mérite« und des bayrischen »Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft«, trotz der beweglichen Zurede des greisen Alexander von Humboldt, ab. Mit dem Rumpfparlamente wanderte Uhland dann nach Stuttgart und harrte dabei, bis dasselbe auseinander getrieben wurde. Damit schloß er seine politische Laufbahn; schmerzlich enttäuscht kehrte er nun für immer in die Ruhe am eignen Herd zurück und lebte fortan nur seinem Hause und der Wissenschaft. Körperlich und geistig blieb er frisch und arbeitete bis über die 70 hinaus mit unverminderter Kraft. Am 21. Februar 1862 starb sein alter Freund Justinus Kerner. Trotz der strengen Winterkälte gab Uhland seinem Freunde das letzte Geleit. Zwei Tage später fühlte er sich infolge der Erkältung heiser, erkrankte dann ernstlicher und kam trotz Operation und Salzbadkur den Sommer über nicht wieder zu der alten Kraft, fühlte sich matt, gedrückt und hatte schlaflose Nächte; mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, am 6. November 1862 ließ er sich das heilige Abendmahl reichen, am 13. November verschied er.

1872 wurde ihm in seiner Vaterstadt Tübingen eine Statue errichtet. — Heinrich Heine schrieb bereits im Jahre 1836 über ihn: »Uhland ist der einzige Lyriker der romantischen Schule, dessen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen sind.« Wackernagel sagt: »Aus dem schwülen Dickicht der Romantik ist Uhland hinübergeschritten zu der hellen, frischlustigen Aue der Volksmäßigkeit.« Knapp, schlicht und wahrhaft sind alle seine Lieder, frei von falschem Pathos und gekünsteltem Wesen in Ausdruck und Form, dazu so melodisch, daß sie zum Singen geradezu einzuladen scheinen. Darum auch haben die Tonkünstler gewetteifert, in den verschiedensten Melodieen das musikalische Echo seiner Dichterworte zu wecken, so daß an seinen Namen stets diejenigen der bedeutendsten Komponisten wie Kreutzer, Mendelssohn, Schumann ꝛc. geknüpft bleiben. Darum sind auch so viele seiner Lieder in den Volksmund übergegangen, und wie gern werden sie gesungen, wie das Lied vom »Guten Kameraden« oder das »Von der Wirtin Töchterlein«. Es war eine Stunde seliger Genugthuung, so wird erzählt, als Uhland einst auf einer Wanderung durch den Hardt in der Klosterruine von Limpurg unerkannt rastete und seine eignen Lieder von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten. Er sagt selbst über die Mannigfaltigkeit seiner Lieder:

»Ich sang in vorigen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten, frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.«

Besonders hell klingt es von der Minne in seinen Wanderliedern; wie ergreifend schallt die Liebessehnsucht und das Liebesglück in doch so wenig Worten:

»O brich nicht, Steg, du zitterst sehr,
O stürz nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh ich mag bei der Liebsten sein!«

Seltner feiert ſein Lied den Wein, aber um ſo häufiger den Frühling, die hoffnungsreiche Zeit der Natur, wie:

»Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O, friſcher Duft, o, neuer Klang,
Nun, armes Herze ſei nicht bang,
Es muß ſich alles, alles wenden!«

Von der Natur wendet er den Blick empor zur Ewigkeit, von dem alljährlich wiederkehrenden irdiſchen Frühlinge zu dem ewigen Frühlinge. Obwohl er wenig Worte davon macht, aber der Ton iſt ernſt, ſchlicht und fromm; wie innig iſt z. B. des »Schäfers Sonntagslied«, wenn es darin heißt:

»Anbetend knie ich hier.
O ſüßes Graun, geheimes Wehn!
Als knieten viele ungeſehn
Und beteten mit mir.«

Wie entſchieden feiert er den ewigen Sohn Gottes in dem Liede: »An den Unſichtbaren«:

»Du, den wir ſuchen auf ſo finſtern Wegen,
Mit forſchenden Gedanken nicht erfaſſen,
Du haſt Dein heilig Dunkel einſt verlaſſen
Und trateſt ſichtbar Deinem Volk entgegen.
Welch ſüßes Heil, Dein Bild ſich einzuprägen,
Die Worte Deines Mundes aufzufaſſen!
O ſelig, die an Deinem Male ſaßen!
O ſelig, die an Deiner Bruſt gelegen!«

Obwohl durch manches ſeiner Lieder ein ſchwermütiger Ton dringt, wie z. B.:

»Droben bringt man ſie zu Grabe,
Die ſich freuten in dem Thale.
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal!«

ſo fehlt es doch auch wiederum nicht am feinen und derben Humor; wie z. B. in dem »Theelied«:

»Den Männern will es ſchwer gelingen,
Zu fühlen Deine tiefe Kraft;
Nur zarte Frauenlippen dringen
In Deines Zaubers Eigenſchaft.«

Oder in dem »Metzelſuppenlied«:

»Es lebe zahm und wildes Schwein,
Sie leben alle, groß und klein,
Die blonden und die braunen.«

Die höchſte Bedeutung Uhlands liegt in ſeiner epiſchen Poeſie, in ſeinen Balladen und Romanzen. Auch hierzu hat er den erſten Anlaß von der romantiſchen Schule empfangen, aber wie er nur ſelten ſich der romaniſchen Versmaße bedient, ſondern immer wieder mit beſonderer Vorliebe zu den einfachen, volksmäßigen Dichtungsformen der Heimat zurückkehrt, ſo ließ er ſich auch innerlich nicht von dem Mittelalter feſſeln, ſondern erwarb es nur, um es als einen Beſitz für die Gegenwart zu erhalten. Daß wir von den Sagen der Väter nicht bloß wiſſen, ſondern ſie als geiſtiges Eigentum haben, verdanken wir ihm.

Was keine Litteratur, was keine Weltgeſchichte vermocht, Uhland hat's geleiſtet, er hat uns Geſtalten, wie die Karls des Großen, Rolands, Siegfrieds ꝛc. heraufgezaubert, ſo lebendig, daß wir ſie zu ſehen glauben und feſt in der Erinnerung behalten. Wie herrlich iſt die Schilderung des württembergiſchen Helden: »Graf Eberhard.«

Uhlands Dramen.

Zwar hat man ſtets mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf Uhlands Dramen geſehen und davon geſprochen, und doch gehören die zwei bekannteſten: »Ernſt, Herzog von Schwaben« und »Ludwig der Bayer« zu den ſchönſten Stücken der Uhlandſchen Dichtungen. Allerdings ſind einzelne Partieen darin, die unbedingt ein epiſches Gepräge haben, doch würde man zu weit gehen, wenn man ſie, wie es einige Kritiker thun, nur dramatiſierte Romanzen

nennt. Obwohl dieſelben auf dem Theater ſehr gut ausführbar ſind, ſagen ſie doch dem gewöhnlichen Theaterpublikum nicht zu; wie einſt Heinr. Heine, der übrigens nicht zu günſtig auf Uhland geſtimmt war, in ſeiner derbwitzigen Weiſe ſich darüber äußerte: »Das Publikum verſpeiſt mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbſen und Madame Birch-Pfeiffers Saubohnen, aber Uhlands Perlen findet es ungenießbar.« — Die Sage von Herzog Ernſt, an die Uhland anknüpft, iſt zuerſt 1180 bearbeitet worden.

Inhalt: Adelheid, die Witwe eines Herzogs von Bayern wird vom Kaiſer Otto zur Ehe begehrt; ſie ruft ihren Sohn Ernſt, der auf Reiſen im Auslande iſt, herbei, um ſeinen Rat zu hören, und da er ſich dafür ausſpricht, reicht ſie dem Kaiſer die Hand. Anfangs ſteht Ernſt in hoher Gunſt bei ſeinem Stiefvater und wird von ihm ſogar zum Nachfolger im Reiche beſtimmt, aber bald wird dieſes freundliche Einvernehmen durch die Verleumdungen des Pfalzgrafen Heinrich, Ernſts Schweſter Sohn, zerſtört. Der Kaiſer läßt ſich durch Heinrich und Getreue desſelben einreden, daß Ernſt ihm nach Leben und Ehre trachte, entſetzt ihn der Reichsvoigtei und läßt ſein Herzogtum Bayern von Heinrich mit Raub und Brand überziehen. Mit 2000 Schilden eilt der Angegriffene herbei, entſetzt die Stadt Nürnberg, die der Pfalzgraf belagert, und ſchlägt noch in einem Treffen bei Würzburg. mit dem an ſeiner Seite kämpfenden Freunde, Grafen Wetzel, den Gegner in die Flucht. Als er aber erfahren, daß eben dieſer Pfalzgraf ihn bei ſeinem Stiefvater, dem Kaiſer Otto verleumdet, kennt ſein Zorn keine Grenzen mehr; wutentbrannt ſprengt er mit Graf Wenzel nach Speier, wo der Kaiſer Hof hält. Haſtig tritt er in das Zimmer ſeines Stiefvaters, der in geheimer Beratung mit dem Pfalzgrafen begriffen iſt; Ernſt ſpringt auf den Pfalzgrafen zu und ſchlägt ihm den Kopf

ab, dann geht er unerschrocken hinunter und reitet mit seinen Gefährten davon. Für diese That wird Ernst in die Reichsacht erklärt und sein Land wiederum mit Krieg überzogen. Fünf Jahre blutiger Kämpfe geben dem Herzoge die Überzeugung, daß er dem Widerstande nicht gewachsen, denselben aufgeben müsse; er entschließt sich zu weichen und mit seinem Freunde Wetzel eine Fahrt nach dem heiligen Grabe anzutreten. Ein stattliches Gefolge, wohl tausend an der Zahl, Ritter und Knechte, schließen sich ihm an. Durch Ungarn und die Bulgarei ziehen sie nach Konstantinopel, wo sie sich auf 22 Kielen einschiffen. Von da an beginnen die Abenteuer, die bald an Homers Odyssee, bald an Sindbad den Meerfahrer und ähnliche erinnern. Am fünften Tage ihrer Meerfahrt versenkt ein Sturm 12 Kiele, die andern werden zerstreut. Ernst und Wetzel treiben zwei Monate lang umher, bis sie endlich im Lande Cypria Anker werfen können. Dort erblicken sie eine einsame, prächtig erbaute und ausgeschmückte Burg voll langer, weiter Säle, mit königlichen Stühlen und reich mit Speisen bedeckten Tafeln. Da keine Spur von Bewohnern sich zeigt, greifen sie zu, trinken von dem köstlichen Weine, ergehen sich in den schönsten Gärten, baden in den goldnen Badekufen, in die das Wasser aus silbernen Röhren springt, da erhebt sich plötzlich ringsum die Burg ein wüstes Geschrei, als ob ein ungeheures Heer von Kranichen heraufzög; und in der That, es reitet herbei ein mächtiges Volk mit Kranichhälsen und ellenlangen, spitzen Schnäbeln, in weiße Seide gekleidet, das eine Königstochter aus Indien in der Mitte führt, die wie eine betaute Rose unter Thränen daherschreitet. Der Schnabelkönig bietet ihren roten Lippen seinen langen Schnabel zum Kusse dar, und das laute Geschrei der Kraniche ist seine Liebesrede. Zornig über diese Unbill fahren die Kreuzfahrer über die Schnabeltiere her, schlagen ihnen die langen Hälse ab, es entbrennt

ein heftiger Kampf, in dem Ernſt 500 ſeiner Leute verliert und dennoch die Befreiung der Königstochter nicht erlangen kann, denn das Kranichvolk ſticht die Ritter mit den langen Schnäbeln tot. — Ernſt fährt nun weiter, kommt nach 12 Tagen ins Lebermeer (geronnenes Meer), an den Magnetberg, der alle Schiffe an ſich zieht, ſo auch Ernſts; alles Eiſen wird demſelben entzogen, es zerfällt, und alle Mannen, bis auf ſieben, kommen um und werden von Greifen weggetragen. Da kommt Ernſt auf den Gedanken, ſich und ſeine Genoſſen in Seehundsfelle einzunähen und von den Greifen auch forttragen zu laſſen. Im Greifenneſt angelangt, ſchneiden ſich die Helden aus ihren Häuten und leben in der Waldwüſte, von hohen Gebirgen umſchloſſen, bis ſie endlich durch die Felswände ein Waſſer gleiten ſehen. Sie bauen ein Floß und fahren auf dem Waſſer durch den Karfunkelberg, in deſſen Mitte ſie einen köſtlichen Edelſtein erblicken, den Ernſt ausbricht, um die Krone des deutſchen Kaiſers damit zu ſchmücken. Endlich kommen ſie aus dem Berge heraus und in ein reiches Land, zu den Arimaſpen, Leuten mit einem Auge, deren König den Herzog Ernſt lieb gewinnt und ihn bei ſich behält. Für den König der Arimaſpen kämpfen die Schiffbrüchigen gegen das Volk der Plattfüße, das über Moos und Sümpfe läuft, wohin weder Mann noch Roß folgen kann, beſiegen dieſes Volk, wie auch noch ein anderes, das ſo lange Ohren hatte, daß ſich jeder mit ſeinen Ohren bekleidete. Auch ein Rieſengeſchlecht, dem Ernſt nur bis an die Kniee reicht, ſchlägt er zu Boden. Nach ſechsjährigem Aufenthalte bei den Arimaſpen ſchifft er ſich auf einem Mohrenſchiffe, das mit Kaufmannswaren zum heiligen Grabe ſegeln will, ein und gelangt in das Land Ybian, wo er mit deſſen chriſtlichem Könige verbunden, den heidniſchen König von Babylon niederwirft. Endlich gelangt der wunderbare Held nach Jeruſalem, wo er den Templern

das heilige Grab verteidigen hilft. Sein Ruhm dringt nun auch in die Heimat, seine Mutter weiß den Kaiser günstig zu stimmen und ruft ihn zurück. Am Christabend langen sie, Ernst und Wetzel vor Bamberg an, wo der Kaiser über Weihnachten Hof hält. Otto verzeiht ihm, giebt ihm sein Land und Wetzeln seine Herrschaft wieder. Dem Reiche schenkt Ernst den köstlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht, der, wie das Gedicht sagt, noch heute in des Reiches Krone leuchtet und der »Weise« genannt wird. — Zu Roßfeld liegt Ernst mit seiner Gemahlin Irmgart begraben. — Deutsche Treue und die hingebende Liebe der beiden Freunde ist das Thema des Dramas. —

Das 2. Stück, Ludwig der Bayer, ist ein Symbol der deutschen Stammeseinheit und handelt von dem Kampfe der Gegenkönige: Ludwig, Herzog von Bayern, und Friedrich dem Schönen, Herzog von Österreich, von ihrer Aussöhnung und gemeinsamen Regierung. Wahl beider Fürsten zum Kaiser 1313 nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII., der von 1308 bis 1313 regierte. Ein siebenjähriger Krieg war die traurige Folge dieser Doppelwahl, denn beide Könige suchten sich zu behaupten. In der Schlacht bei Mühldorf, den 28. September 1322, wurde Friedrich von Österreich gefangen. Ludwig verdankte diesen Sieg seinem weisen und tapfern Heerführer Schweppermann, einem Nürnberger Ritter. Nach der Schlacht fand man wenig Labung, nur für jeden Mann ein Ei, und eins blieb übrig. Ludwig sprach lächelnd: »Jedermann ein Ei, dem biedern Schweppermann zwei!« Friedrich wurde nach einiger Zeit wieder aus der Gefangenschaft entlassen, mußte aber vorher schwören, dem Kaisertume zu entsagen und Ludwig wider den Papst Johann XXII. beizustehen, der Ludwig befohlen hatte, sich ganz der Reichsverwaltung zu enthalten, bis er von ihm in seiner Würde bestätigt sei. Friedrich leistete den

gewünſchten Eid. Sein Bruder Leopold machte ihm bittre Vorwürfe über ſeine Nachgiebigkeit und wollte nicht, daß er der Kaiſerwürde entſage. Friedrich kehrte deshalb freiwillig in ſeine Gefangenſchaft zurück. Ludwig war von dieſem Beweiſe echt deutſcher Redlichkeit ſo gerührt, daß er ihn als Freund annahm, mit ihm aus einer Schüſſel aß, in einem Bette ſchlief und ihn zum Mitregenten ernannte. Friedrich ſtarb 1330, Ludwig 1347. — Dieſen geſchichtlichen Stoff bearbeitete Uhland zu dem Drama: »Ludwig der Bayer.« —

Neuerdings hat Uhlands Schüler, Adalbert von Keller, den ganzen dramatiſchen Nachlaß ſeines Lehrers herausgegeben. Es ſind 17 Pläne, von denen nur 2: Thyeß und Benno zur vollſtändigen Ausführung gediehen ſind. Unter den Tragödien ſind die zu zwei Nibelungen-Dramen: »Siegfrieds Tod« und »Chriemhildens Rache« beſonders erwähnenswert. Sehr ſchön iſt auch das dramatiſche Fragment: »Konradi«. — Uhland iſt mit Kraft und Entſchiedenheit auch in der Dichtkunſt dem wirklichen Leben zugewendet und hat zuerſt wieder die deutſche Sage und die vaterländiſche Geſchichte mit durchdringenden, oft erſchütternden Tönen in die Gemüter der Jugend hineingeſungen. Ausgegangen von der vaterländiſchen Richtung der romantiſchen Schule, hat er das Schwärmeriſche und Träumeriſche, eben darum auch Geſpannte und Unwahre, das dem Deutſchtum der älteren Romantiker anhing, vollſtändig überwunden; ſeine Geſänge haben, wie ſeine Geſinnung, Wahrheit, die Geſtalten ſeiner Dichtungen Wirklichkeit. —

Gustav Schwab.

Guſtav Schwab wurde geb. den 19. Juni 1792 in Stuttgart; er war der Sohn des Profeſſors an der Karlsſchule zu Stuttgart, Johann Chriſtoph Schwab, der im Jahre 1821 ſtarb. Guſtav Schwab beſuchte nach ſorgfältigem Hausunterricht das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und bezog 1809 die Univerſität Tübingen, wo er erſt Philoſophie und ſpäter Theologie ſtudierte und blieb daſelbſt bis zum Jahre

1814. Schon in dieſer Zeit wurde durch eine Reihe von Gedichten ſein Dichterberuf bekundet. Beſonders einflußreich für ihn ward in Tübingen die Bekanntſchaft mit Uhland und Kerner. In Kerners: »Poetiſchem Almanach« für 1812 erſchienen auch ſeine erſten Gedichte. Eine Frucht der Freundſchaft mit Uhland und Kerner war die im Jahre 1813 erfolgte Herausgabe des »Deutſchen Dichterwaldes«. Eine von ihm ins Leben gerufne Studentenverbindung, »die Romantika«, hatte eine vorwiegend äſthetiſche Richtung. — Nachdem er die in Schwaben übliche Vikariatszeit abſolviert hatte, ging er im Frühjahr 1815 auf die ebenfalls übliche Studienreiſe, deren Hauptziel Berlin war. Unterwegs begrüßte er die Dichtergenoſſen: Rückert, Goethe, auch Schillers Witwe beſuchte er. In Berlin verkehrte er zumeiſt mit Varnhagen, Hitzig, Chamiſſo, Hoffmann und Fouqué. Auf der Rückreiſe lernte er in Kaſſel die Brüder Grimm kennen. Nach ſeiner Rückkehr ward er Repetent im theologiſchen Seminar zu Tübingen und bald darauf, im Jahre 1817 Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart. Die Thätigkeit als Repetent ließ ihm hinreichend Muße für die Poeſie; er dichtete in dieſer Zeit »Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Chriſtoph« und bearbeitete den »Froſchmeuſeler«. Der Froſchmeuſeler iſt in Bearbeitung 1595 im Druck von Rollenhagen erſchienen, heißt eigentlich Froſchmäuſekrieg und hat einen ſtark polemiſchen (ſtreitigen) Charakter. Die Tiere führen beſondere Eigennamen wie in Reinecke Fuchs, ſind aber nur verkappte Menſchen, die allerhand lehrhafte Geſpräche halten. Das Ganze iſt in drei Bücher eingeteilt. Das erſte Buch enthält die Lehre, daß man im gemeinen Leben und Haushalte gottesfürchtig, fleißig, gut, thätig und vorſichtig ſein, mit ſeinem Stande vorlieb nehmen und ſich am Geringen genügen laſſen ſoll. Das zweite Buch will zeigen, daß gewöhnlich auf veränderte Religion auch Veränderung des Regiments kommt, daß in der Religion das beſte ſei,

die Lehrer bleiben bei der heiligen Schrift und enthalten ſich der Politik; im weltlichen Regiment ſei das beſte, daß man einen König habe. Das dritte Buch handelt von Kriegsſachen, was dabei zu beratſchlagen und vorzunehmen ſei. Der Schluß des Ganzen, worin die zwiſchen den Mäuſen und Fröſchen gelieferte Schlacht beſchrieben wird, hat einen mehr epiſchen Charakter. — Als Profeſſor in Stuttgart begründete Schwab ſeinen Hausſtand. In der Stellung als Profeſſor entwickelte er eine ungemein vielſeitige Thätigkeit; außer ſeinen eignen Gedichten gab er Paul Flemmings Gedichte neu bearbeitet heraus, unternahm eine Beſchreibung der ſchwäbiſchen Alp, beteiligte ſich an der Redaktion des Morgenblattes, ſchrieb Kritiken ꝛc. ꝛc. Daneben fand er noch Zeit zu Wanderungen in ſeinem Heimatlande und in der Schweiz, ja ſogar zu einer längeren Reiſe nach Paris. Bei dieſer unglaublichen Geſchäftsthätigkeit war ſein Haus einheimiſchen wie auswärtigen Freunden und Beſuchern ſtets offen und bildete einen litterariſchen Mittelpunkt insbeſondre für jüngere, aufſtrebende Talente, die an ihm einen freundlichen Berater fanden und zu ihm wanderten und pilgerten, wie einſt zu Vater Gleim und Bodmer. 20 Jahre hat er in unermüdlicher Treue und Aufopferung ſeinem Amte vorgeſtanden; jedoch Verſtimmungen, die in politiſchen Verhältniſſen ihren Urſprung hatten, ſowie Überhäufung mit litterariſchen und geſelligen Pflichten bewogen ihn im Herbſte 1837 die ländliche Pfarrei zu Gomaringen bei Tübingen anzunehmen; vier Jahre der Stille und des Friedens verlebte er hier; bei treuſter Pflichterfüllung blieb ihm doch immer Zeit zu ſeiner litterariſchen Thätigkeit und zu Reiſen. Im Sommer 1841 kehrte er nach einer längeren Reiſe durch Schweden und Norwegen als erſter Prediger an der St. Leonhardtskirche in ſeine Vaterſtadt, Stuttgart, zurück. 1845 wurde er zum Oberkonſiſtorialrat und Oberſtudienrat ernannt. Seine Hauptthätigkeit beſtand nun in der Ober-

Digitized by Google

leitung der vaterländiſchen Gelehrtenſchulen. Trotz der vielen Amtsarbeiten ließ er ſich doch nicht abhalten, an den litterariſchen Aufgaben ſeines Lebens fortzuarbeiten und feſtliche Ereigniſſe durch ſein redneriſches und dichteriſches Talent häufig zu verſchönern. So hielt er die Weiherede bei der Enthüllung des Standbildes Schillers in Stuttgart, deſſen Lebensbild er auch geſchrieben hat. Am 2. November 1850 trug er bei einem zum Beſten der Schleswig-Holſteiner gegebenen Konzert ein Gedicht vor, es war ſein Schwanengeſang. In der Nacht vom 3. zum 4. November 1850 ſtarb er. Schwab nennt ſich Uhlands Schüler, wenn er ſingt:

»Doch laß mich immer froh geſtehen,
Daß ich Dein ältſter Schüler bin;
Will den in mir die Nachwelt ſehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin«

Der Schüler hat dem Meiſter wirklich Ehre gemacht; wenn er auch nicht deſſen tiefe poetiſche Begabung beſaß, und ſich vergeblich bemühte, den Mangel durch größere Pracht der Sprache und rhetoriſchen Pathos zu erſetzen. Seine Lieder ſind darum auch zum großen Teil verklungen; jedoch giebt es doch noch einige, die bis auf den heutigen Tag beliebt und geachtet ſind; ſo iſt ein Liebling der Jugend, das von den Studenten viel geſungne: »Bemooſter Burſche zieh ich aus.« Ganz beſonders verſtand es Schwab, die dichteriſchen Klänge der Legende uns wieder nahe zu bringen; ſeine Legende von den heiligen drei Königen zeichnet ſich durch große Einfachheit und Klarheit aus. Auch um die poetiſche Behandlung der Sage, vornehmlich ſeiner engeren ſchwäbiſchen Heimat machte er ſich verdient, wenn auch nicht zu leugnen iſt, daß er dabei der Reimerei oft ziemlich nahe kam. Als er mehr und mehr ſeinen Blick von dem Nächſtliegenden zu dem allgemein menſchlich Ergreifenden erheben lernte, wuchs auch der Wert ſeiner Balladendichtungen, und eine ganze Reihe derſelben wird in

Digitized by Google

unſrer Poeſie ſtets einen Ehrenplatz behaupten. In ergreifender Weiſe zeigt er in »Elsbeth von Calw« die Macht der weiblichen Treue, die in dem Konflikt zwiſchen dem kindlichen Gehorſam und der Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens freudig den Tod mit ihr erleidet:

»Und wild erquickt, entflieht ſein Geiſt
Und ihres Leibes Band zerreißt.
Ihr Herz befreit mit wildem Schlage
An ſeiner Bruſt ſich von der Plage.«

Ebenſo zeigt er die Macht der Wahrheit ſelbſt über die verdorbenſten Gemüter in »Johannes Kant«. Unbedingt die Krone aller ſeiner Dichtungen wird »das Gewitter« bleiben. An ein wirkliches Ereignis anknüpfend (im Juni 1828 ſchlug der Blitz in ein Häuschen in Tuttlingen und tötete 4 Geſchlechter), giebt ſich darin in erſchütterndſter Weiſe die jedem Alter gleiche Nähe des Todes kund, und doch leuchtet ein Hoffnungsſtrahl durch den ergreifenden Schluß, der Blick auf den Feiertag der ewigen Seligkeit, wenn es heißt:

»Vier Leben endet ein Schlag,
Und morgen iſt Feiertag.«

Manche ſchöne geiſtliche Dichtung findet ſich auch in Schwabs Poeſieen; die ſchönſte darunter: »Am Morgen des Himmelfahrtstages« hat Albert Knapp in ſeinen »Evangeliſchen Liederſchatz« aufgenommen. —

Wilhelm Müller wurde den 7. Oktober 1794 zu Deſſau geboren; er erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, beſuchte 1812 zu philologiſchen und geſchichtlichen Studien die Berliner Univerſität, kämpfte 1813 und 1814 als Freiwilliger in dem Befreiungskriege mit und ſetzte dann ſeine Studien in Berlin fort. Im Kreiſe einiger poetiſch begabten Freunde fand ſein Talent zuerſt bedeutendere Anregung, und in den 1815 in Berlin erſchienenen »Bundesblüten« waren die Erſtlinge ſeiner Muße enthalten. 1817 unternahm er als

Wilhelm Müller.

Begleiter des Grafen Sack eine Reiſe nach Italien, deren Frucht das lebendig und anſchaulich geſchriebne Werk: »Rom, Römer und Römerinnen« iſt. Nach ſeiner Rückkehr, im Jahre 1819, wurde er als Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an die Gelehrtenſchule zu Deſſau berufen und erhielt dort ſehr bald darnach die Stelle eines Bibliothekars. Er ſtarb in Deſſau 1. Oktober 1827. Als Dichter machte er ſich beſonders durch die »Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten«, »Lieder der Griechen«, »Neugriechiſche Volkslieder« und »Lyriſche Spaziergänge« einen Namen. Außerdem ſchrieb er die Novelle: »Der Dreizehnte« und eine »Homeriſche Vorſchule«. Seine Lieder ſind voll heller, inniger Naturfreude, wahre Volkslieder; darum reihen ſich an ſeinen Namen diejenigen der Komponiſten Franz Schubert, Theodor Fröhlich ꝛc. Wie gern wird heute noch in ganz Deutſchland geſungen ſein: »Das Wandern iſt des Müllers Luſt«, »Es lebe, was auf Erden ſtolziert in grüner Tracht,« »Ich ſchnitt es gern in alle Rinden ein« ꝛc. Seine Müller-, Jäger- und Poſtillonslieder haben heute noch hohe Bedeutung. —

Albert Knapp. **Albert Knapp** hat in erſter Linie Bedeutung als geiſtlicher Liederdichter; er wurde den 25. Juli 1798 zu Tübingen geboren. Er hatte in ſeiner Vaterſtadt Theologie ſtudiert, war darnach Prediger zu Kirchheim und ſpäter Stadtpfarrer in Stuttgart. Er ſtarb am 18. Juni 1864. Knapp verbindet in ſeinen Liedern Geiſtesklarheit mit der wärmſten Empfindung. Es erſchienen von ihm: »Chriſtliche Gedichte«, »Neuere Gedichte«, »Gedichte neueſte Folge«, »Herbſtblüten«, »Evangeliſcher Liederſchatz für Kirche und Haus«.

Wilhelm Hauff. **Wilhelm Hauff** wurde den 29. November 1802 in Stuttgart geboren. Er beſuchte die Kloſterſchule zu Blau-

beuren und widmete ſich dann zu Tübingen dem Studium der Theologie. Schon in der Knabenzeit zeigte ſich ſein Talent als deutſcher Erzähler; ſeine Schweſter und einige Freundinnen derſelben lauſchten gar oft und gern in traulichen Abendſtunden ſeinen Erzählungen. Aus einer alten Leihbibliothek ſowie aus der Bibliothek ſeines Großvaters gewann er für ſeine Erzählungen immer wieder neue Nahrung, und eine wunderliche Selbſtbildung wußte dieſelbe reich auszunützen. Mitten im fröhlichen Studentenleben entſtand ſein beſtes Gedicht. Sein Neffe Klaiben erzählt, daß ihn der ſchwermütige Geſang eines Landmädchens, den er vom Zimmer aus gehört, dazu angeregt. Wie von einem tiefen Hauch der Ahnung betroffen, dichtete er im Angeſicht der Morgenröte, die den Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn ſelbſt ſo prophetiſch werden ſollte, »vom Morgenrot«, dem Boten frühen Todes. Wie viele ſingen dieſes von ihm: »Reiters Morgengeſang« betitelte Lied, wie viele ſein: »Soldatenlied« (Steh ich in finſtrer Nacht). Ja, beide ſind echte Volkslieder geworden. Nach Beendigung ſeiner Studien, 1824, trat er in das Haus des Kriegsratpräſidenten, Freiherrn von Hügel, als Erzieher ein. Dort begann er ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn, indem er für ſeine Zöglinge die Märchen ſchrieb, an denen noch heute jung und alt Freude haben. Bis zum Jahre 1875 erſchienen ſie bereits in 14 Auflagen. Vom Februar 1825 an entſtanden in raſcher Reihenfolge ſeine andern Dichtungen: »Die Memoiren des Satans«, ein an Phantaſie und Darſtellungskunſt reiches, aber unvollendet gebliebnes Werk; »der Mann im Monde« ein Roman, der die Claurenſche Manier perſiflieren ſollte. Der Roman: »Lichtenſtein« aus dem Jahre 1826 iſt ganz in Walter Scotts Geiſt geſchrieben und zeichnet ſich namentlich durch treffliche Charakterbilder und Lokalſchilderungen aus. Die »Phantaſieen im Bremer Ratskeller« 1827 ſind unſtreitig ſeine originellſte und gemütlichſte

Schöpfung. Unter dem Titel »Novellen« erschienen nach seinem Tode 1828 unter anderm »die Bettlerin von Pont des Arts«, »das Bild des Kaisers« ꝛc. Von einer Reise durch Frankreich, die Niederlande und Norddeutschland zurückgekehrt, übernahm Hauff im Januar 1827 die Redaktion des »Morgenblattes«. Eine reiche dichterische Zukunft schien ihm verheißen zu sein; man erblickte in ihm einen deutschen Walter Scott, aber es sollte ihm nicht vergönnt sein, die Erwartungen, die sein Vaterland von ihm hegte, zu erfüllen. Nachdem er sich im Februar 1827 verheiratet, im Sommer Vorstudien zu einem neuen Roman gemacht hatte, zu dem der Tirolerkrieg von 1809 den geschichtlichen Hintergrund bilden sollte, starb er plötzlich den 18. November 1827. Uhland rief ihm ins frühe Grab nach: »Es war ein junges, frisches, farbenhelles Leben, ein reicher Frühling, dem kein Herbst gegeben.« Im Jahre 1840 wurde ihm bei der Burg Lichtenstein ein Denkmal gesetzt. — Durch frische Erfindungskraft, Humor und seltne Darstellungskunst zählt Hauff zu den namhaftesten deutschen Novellisten, wenn auch seine Schöpfungen des tiefern poetischen Gehalts entbehren. —

Eduard Mörike.

Eduard Mörike wurde den 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren; er empfing seine Gymnasialbildung im Seminar zu Urach und studierte dann zu Tübingen Theologie, wo er mit Bauer, Strauß ꝛc. eng befreundet war. Sein erstes Werk war der Roman: »Maler Nolten«, dunkelphantastisch, aber reichpoetisch. Nachdem er an einigen Orten Württembergs als Pfarrgehilfe thätig gewesen war, erhielt er 1834 die Pfarrstelle zu Kleversulzbach bei Weinsberg und blieb bis 1845 daselbst. Krankheit zwang ihn, sein Amt niederzulegen, und so lebte er einige Jahre als Privatgelehrter zu Mergentheim. 1851 siedelte er nach Stuttgart über, und übernahm daselbst eine Lehrerstelle am Katharinenstift, wo er hauptsächlich in deutscher Litteratur

unterrichtete. 1866 trat er in den Ruheſtand und ſtarb den 4. Juni 1875 in Stuttgart. Am bekannteſten und beſten ſind von ihm ſeine humoriſtiſch-idylliſchen Dichtungen: »Der alte Turmhahn«, ein Meiſterſtück voll liebenswürdiger Friſche und Schalkheit und voll echter Poeſie, ebenſo »Schön Rohtraut«, die »Idylle vom Bodenſee«, das »Stuttgarter Hützelmännlein«, ſeine Novellen: »Mozart auf der Reiſe nach Prag«, die »Vier Erzählungen« ꝛc. Durch ſeine Lieder weht ein friſcher, ſeelenvoller Ton; man ſieht ihnen an, ſagt Viſcher, daß ſie geſungen ſind, wie der Vogel ſingt, der auf den Zweigen ſitzt; wie das Volkslied laſſen ſie ſich nicht leſen, ohne ſie innerlich oder laut in die Lüfte zu ſingen; wie z. B. »Das verlaßne Mägdlein«:

1. »Früh, wenn die Hähne krähn,
Eh die Sternlein verſchwinden,
Muß ich am Herde ſtehn,
Muß Feuer anzünden.

2. Schön iſt der Flamme Schein,
Es ſpringen die Funken,
Ich ſchaue ſo drein
In Leid verſunken.

3. Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloſer Knabe!
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

4 Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!«

Wilhelm Friedrich Waiblinger hat ſowohl als Dichter wie als Schriftſteller ſich einen guten Namen erworben, obwohl ihm nur ein ſehr kurzes Leben beſchieden war. Er wurde zu Heilbronn am 21. November 1804 geboren, beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart und

Wilhelm Waiblinger.

ſchrieb bereits als Schüler den phyloſophiſchen Roman: »Phaëton«.

Er ſtudierte zu Tübingen Theologie und Philologie, unternahm 1826 eine Reiſe nach Italien und ſtarb den 17. Januar 1830 in Rom.

Sein früher Tod war die Folge ſeiner vielfachen Ausſchweifungen; ſelbſt ſeinem wohlmeinenden Lehrer Guſtav Schwab war es nicht gelungen, ihn in ein geregelteres Leben zu bringen.

Aus ſeiner Studienzeit in Tübingen ſtammen u. a.: »Vier Erzählungen aus der Geſchichte des jetzigen Griechenlandes. In Rom ſchrieb er beſonders Schilderungen italieniſcher Gegenden und Volksſcenen, humoriſtiſche Skizzen und Novellen, wie: »Die Briten in Rom«, »Drei Tage in der Unterwelt«, »Blüten der Muſe aus Rom«, »Taſchenbuch aus Italien und Griechenland« ꝛc.

Leider ergab er ſich aber auch in Rom dem wüſteſten Leben, daß ihn körperlich zerrüttete und ſeinen frühen Tod herbeiführte. Er iſt auf dem evangeliſchen Friedhofe zu Rom begraben und liegt neben dem Enkel Goethes. Der Drang und Ungeſtüm ſeiner heftigen Natur, wie er ſelbſt zugeſteht, macht ſich auch in den beſten ſeiner Erzeugniſſe geltend, doch zeigen dieſelben eine ungewöhnlich reiche Phantaſie und Geſtaltungskraft, der leider die höchſte Entwickelung und Läuterung verſagt blieb. Seine Gedichte wurden von Mörike im Jahre 1844 geſammelt herausgegeben. —

Guſtav Pfizer.

Guſtav Pfizer, geboren den 29. Juli 1809 zu Stuttgart, ſtudierte in dem Stift zu Tübingen, fungierte auch daſelbſt ſpäter als Repetent und wurde 1846 Profeſſor am Stuttgarter Obergymnaſium.

Einen Namen erwarb er ſich durch ſeine 1831 in Stuttgart erſchienenen Gedichte, denen er nach einer

italieniſchen Reiſe 1835 eine zweite Sammlung folgen ließ. 1836 erſchien von ihm »Martin Luthers Leben«, 1844 »der Welſche und der Deutſche«, »Äneas Sylvius Piccolomini und Gregor von Heimburg«, eine dichteriſche Darſtellung der Kulturkämpfe des 15. Jahrhunderts leider zu breit ausgeführt; durch gute Darſtellung zeichnet ſich aus die 1846 erſchienene »Geſchichte Alexanders des Großen für die Jugend«, ſowie die 1847 erſchienene »Geſchichte der Griechen für die reifere Jugend.« 1836 übernahm Pfizer die Leitung der »Blätter zur Kunde der Litteratur des Auslandes« und 1838 den lyriſchen Teil der Redaktion des »Morgenblattes«. Gleichzeitig arbeitete er mit an der Überſetzung von Bulwers und Byrons Werken. Als Kritiker ſchrieb er 1837 »Uhland und Rückert« und Beurteilung von Heines Schriften. Heine rächte ſich dafür durch ſeinen cyniſchen »Schwabenſpiegel«.

Pfizer unterſcheidet ſich von den übrigen Dichtern der ſchwäbiſchen Schule hauptſächlich durch den vorwaltend reflektierenden Charakter ſeiner Poeſieen. —

Hermann Kurz, ein Schüler Uhlands und im gewiſſen Sinne auch Mörikes, hat ſich als Dichter und Novelliſt beſonders einen Namen erworben. Hermann Kurz.

Er wurde am 30. November 1813 in Reutlingen geboren, beſuchte die Kloſterſchule zu Maulbronn, ſtudierte dann zu Tübingen Theologie und Philoſophie, aber eifriger noch altdeutſche Litteratur.

Später lebte er als Privatus an verſchiedenen Orten Württembergs, meiſt jedoch in Stuttgart, wo er auch mehrere Jahre hindurch den »Beobachter« redigierte. 1864 wurde er Univerſitätsbibliothekar in Tübingen und ſtarb daſelbſt den 10. Oktober 1873.

1836 erſchienen von ihm »Gedichte«, 1839 »Dichtungen«, welche beide ſich durch Gemütsinnigkeit und

Formgewandtheit auszeichnen. Später wandte er ſich hauptſächlich dem Roman und der Erzählung zu, unter denen das bedeutendſte: »Schillers Heimatjahre«, ein treues Bild des ſchwäbiſchen Lebens, Dichtens und Trachtens im vorigen Jahrhundert. Der urſprüngliche Titel lautete: »Hermann Roller.« Außerdem ſind nennenswert: »Der Weihnachtfund«, »Erzählungen«, »der Sonnenwirt« ꝛc.

Unter ſeinen hiſtoriſchen und litterariſchen Arbeiten haben gute Namen: »Zu Shakſpeares Leben und Schaffen«, »Aus den Tagen der Schmach«, »Geſchichtsbilder aus der Melacszeit.«

Auch als Überſetzer hat er ſich hervorgethan in »Triſtan und Iſolde«, Cerantes »Zwiſchenſpielen« ꝛc.

Manches, ſagt Paul Heyſe, der im Jahre 1874 »Kurz geſammelte Werke mit einer Biographie« herausgab, von ſeinem Schönſten und Tiefſten iſt, dem unbewußten Zuge der Verwandtſchaft Uhlands und Mörikes folgend, in Tonarten gedichtet, die der ältere Freund Uhland angeſchlagen, und jene zarte Miſchung von Schwärmerei und Schalkheit, von Bildung und Naivetät, von hiſtoriſchem Sinn und ſpielender Märchenphantaſie ließe ſich in gleicher Weiſe ſelbſt in den reifſten Werken der beiden Dichter-Freunde nachweiſen, in denen auch Kurz die volle Selbſtändigkeit der Form gewonnen hatte. —

Wiesenstreit, **Zur Kenntnis der verschiedenen Dichtungsarten.** Mit Beispielen belegt und Freunden der Poesie zum Selbststudium dargeboten. IV. 178 S. gr. 8. . . . . 1 ℳ 80 ₰

Droese, August, **Einführung in die deutsche Litteratur** von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Biographieen und Proben, gesammelt und zusammengestellt.

Erster Band. 6te vermehrte und verbesserte Auflage.
XIV. 582 S. gr. 8. . . . . 4 ℳ 50 ₰
In Leinen gebunden . . . . . 5 ℳ 70 ₰

Zweiter Band. VIII. 318 S. gr. 8. . . 2 ℳ 50 ₰
In Leinen gebunden . . . . . 3 ℳ 30 ₰

Preuß. Lehrerzeitung. . . . . Daß dieses umfangreiche Werk bereits die 6. Auflage erlebt hat, ist ein Beweis, wie viele schon in demselben Rat und Belehrung gefunden haben. — Lehrern, welche Litteraturunterricht erteilen, oder sich in der Litteratur eingehender umsehen wollen, — und Kollegen, die die Absicht haben, in jenem Fache irgend ein Examen zu machen, sei das verdienstvolle Werk angelegentlichst empfohlen.

Duftende Blüten aus Deutschlands Dichtergarten. 5te Aufl. 356 S. 8. In geschmackvollem Einband. 2 ℳ 75 ₰

Eine auf dem Gebiete der Litteratur hervorragende Persönlichkeit schreibt uns: »Den Titel Duftende Blüten trägt das Buch mit vollem Rechte. Es enthält wirklich die frischesten, lieblichsten, duftendsten Blüten unserer Lyrik, und die Auswahl zeugt von einem fein ausgebildeten Geschmack und einem sinnigen Verständnis. Was mich besonders erfreut hat, sind die vielen köstlichen Blüten der neueren Lyrik, welche Aufnahme gefunden haben, und welche verdienen, daß sie viel bekannter werden, als sie es jetzt noch sind. Hoffentlich wird Ihr Buch viel dazu beitragen.«

Fischer, J., Königl. Seminarlehrer, Lehrbuch für den Unterricht in der Geschichte der **deutschen National-Litteratur.** Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. 3te umgearbeitete Auflage. IV. 168 S. gr. 8. . . . . 1 ℳ 80 ₰

Elsaß-Lothr. Volksschule. Diese Geschichte ist kurz und doch vollständig, gedrängt und doch deutlich; als besonders zweckmäßig muß man die Vorführung der neueren und neuesten Produkte erachten, die die meisten ähnlichen Schriften viel zu wenig berücksichtigen. — Das Werk eignet sich zum Selbstunterrichte ganz vorzüglich. J. J. A.

Digitized by Google

Schulbuchhandlung von F. G. L. Greßler in Langensalza.

Laue, Max, Institutsvorsteher, **Stilübungen** für Mittel- und Oberklassen der Volksschule. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. IV. 240 S. 8. . . . . 1 ℳ 75 ₰

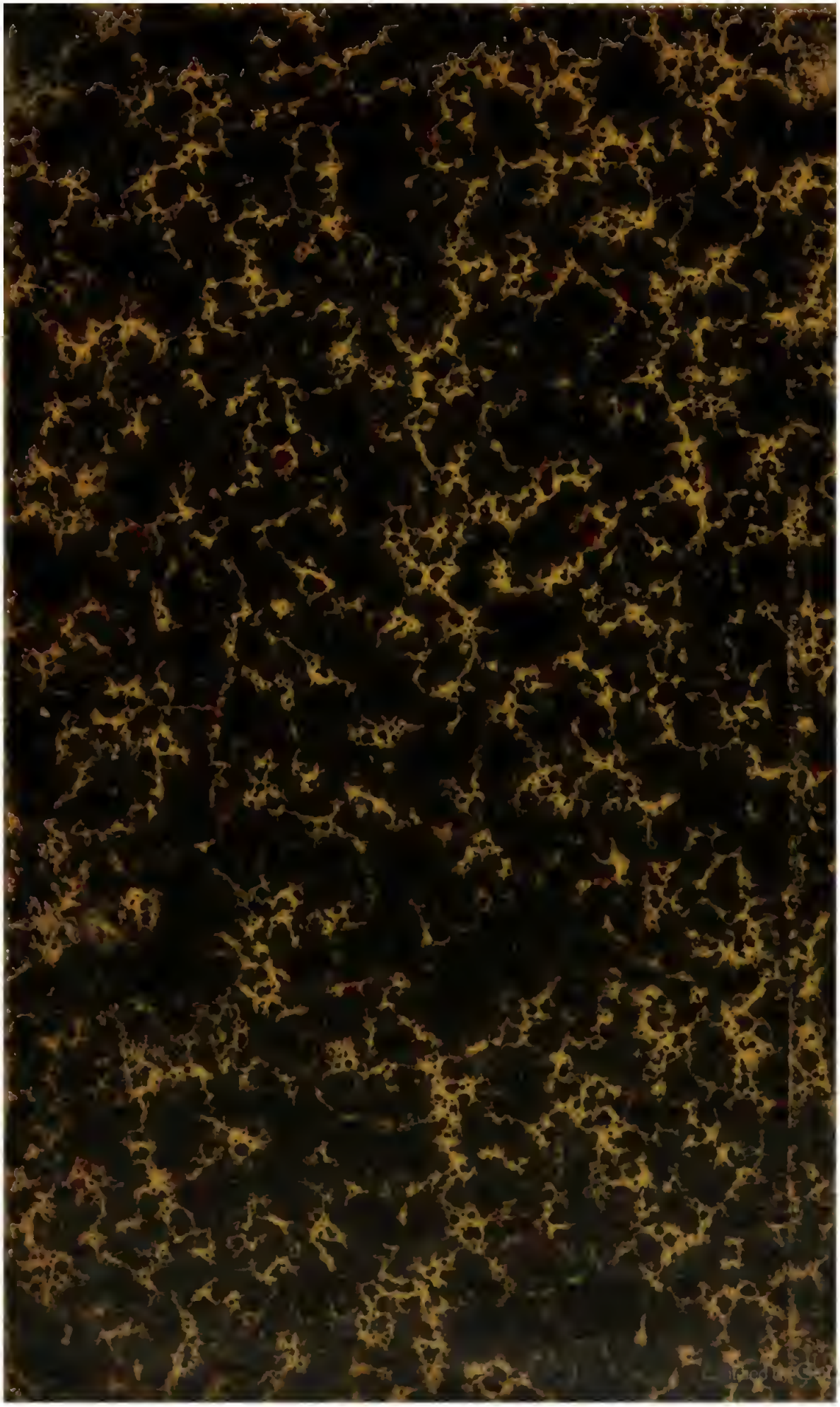
Allgem. deutsche Lehrerzeitung 1884. Diese Stilübungen sollen dem Lehrer die Präparation für den Stilunterricht erleichtern und sind deshalb so geordnet, daß sie vom Leichten zum Schweren übergehen. Das Büchlein enthält daher kurze Geschichten, Beschreibungen und Schilderungen, Vergleichungen, Gedichte in Prosa, Briefe und Geschäftsaufsätze, welche, abgesehen von verschiedenen weniger zu schriftlichen Ausarbeitungen tauglichen Stoffen, sämtlich gut ausgewählt sind.

— — **Diktatstoff** für Volks- und Bürgerschulen zusammengestellt. 2te Aufl. IV. 108 S. 8. . . . . 90 ₰

— — **Deutsche Sprachlehre** in konzentrischen Kreisen für Volksschulen. Ein Handbuch für Lehrer und Wiederholungsbuch für Schüler. 64 S. 8. . . . . 50 ₰

Matz, Rudolf, **Geschichte der deutschen Litteratur.** Ein Hilfsbuch zum Memorieren und Repetieren. Für den Schul- und Privatgebrauch in tabellarischer Übersicht zusammengestellt. VIII. 96 S. 8. . . . . 75 ₰

Seidel, L. E., **Die Behandlung deutscher Lesestücke** auf der Unterstufe. 30 der schönsten und beliebtesten Gedichte, Erzählungen, Fabeln und Märchen für die Unterstufe ausgewählt, nach den Jahreszeiten geordnet, erläutert und methodisch behandelt. VI. 113 S. 8. . . . 90 ₰

Schulblatt für Thüringen und Franken 1885. Auswahl und Behandlung des Stoffes sind gleich gut. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß es noch viele Elementarlehrer giebt, die sich noch nicht klar darüber sind, wie die deutschen Lesestücke auf der Unterstufe der Volksschule zweckmäßig zu behandeln sind: aus vorstehendem Büchlein können sie es lernen. Dasselbe sei also allen Elementarlehrern warm empfohlen.

Druck von Julius Belz in Langensalza.